

03 / 2022

Beiträge
zur Geschichte der
nationalsozialistischen
Verfolgung



NS-Verfolgte nach der Befreiung

Ausgrenzungserfahrungen
und Neubeginn



NS-Verfolgte nach der Befreiung

Beiträge zur Geschichte
der nationalsozialistischen Verfolgung

Heft 3

NS-Verfolgte nach der Befreiung

Ausgrenzungserfahrungen
und Neubeginn

WALLSTEIN VERLAG

Herausgeber: Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Gedenkstätten in der Bundesrepublik Deutschland

Heftverantwortliche: Alyn Beßmann, Dr. Insa Eschebach,
Dr. Oliver von Wrochem

Redaktion:

Alyn Beßmann (Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte)
Andreas Ehresmann (Gedenkstätte Lager Sandbostel)
Dr. Simone Erpel (Berlin)
Dr. Insa Eschebach (Freie Universität Berlin)
Dr. Karola Fings (Forschungsstelle Antiziganismus an der Universität Heidelberg)
Prof. Dr. Detlef Garbe (Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte)
Prof. Dr. Habbo Knoch (Universität zu Köln)
Dr. Reimer Möller (KZ-Gedenkstätte Neuengamme)
Dr. Jutta Mühlenberg (Hamburg)
Dr. Thomas Rahe (Gedenkstätte Bergen-Belsen)
Prof. Dr. Jens-Christian Wagner (Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora sowie Friedrich-Schiller-Universität Jena)
Dr. Christl Wickert (Berlin)
Dr. Oliver von Wrochem (Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte)

Lektorat: Dieter Schlichting, Büro für Lektorate und Übersetzungen, Hamburg,
www.ds-lektorat.de

Lektorat des englischsprachigen Aufsatzes und Übersetzung der Summaries:
Jessica Spengler

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2022

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus und der TheSans

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf, © SG-Image

Umschlagabbildungen: Siehe Seite 7.

ISSN 2702-3044

ISBN (Print) 978-3-8353-5263-6

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4923-0

Inhalt

EDITORIAL	9
GERO FEDTKE »Der lange Weg nach Hause«. Ein Bericht über die Repatriierung von Ilmenau, Thüringen, nach Presnigor'kovka, Kasachstan, 1945/46	15
JOHANNA KOOTZ Die Rückkehr italienischer Frauen aus dem Konzentrationslager Ravensbrück	33
SARAH GRANDKE Moving memories – memories on the move? Erinnerungsinitiativen von Displaced Persons in Flossenbürg 1946/47	45
LENNART ONKEN »Die Spuren der Sklavenherrschaft abgeworfen«. Jüdische Selbstorganisation in der britischen Besatzungszone Deutschlands	65
NADINE JENKE Eine Episode zwischen DP-Camp und Emigration? Zur Rolle der Zentralkomitees der befreiten Juden in der britischen und in der US-amerikanischen Besatzungszone Deutschlands bei der frühen Strafverfolgung von NS-Verbrechen	79
PAVLA PLACHÁ Tschechische ehemalige Häftlinge des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück in der Nachkriegszeit. Möglichkeiten und Grenzen ihres politischen Engagements	94
SHARON GEVA Ghetto Fighters, Mothers, Documenters. Female Holocaust Survivors in Israel	116
JENS BINNER Stigmatisierung als biografische Konstante. Repatriantinnen und Repatrianten in der Sowjetunion nach 1945	130

CHRISTINE ECKEL Die Anerkennung ehemaliger KZ-Häftlinge im Kontext staatlicher Erinnerungspolitik in Frankreich	143
CLAUDIA BADE »Man war auch nach 1945 noch eine Ausnahme.« Akteure und Akteurinnen des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) nach der Befreiung	157
YVONNE ROBEL Erfahrung(en) eines Neubeginns? Sintize und Sinti, Romnja und Roma in der frühen Nachkriegszeit in Hamburg	173
LAURA HANKELN Antiziganistische Kontinuitäten in Baden-Württemberg. Die Rolle der Kriminalpolizei in der Entschädigungspraxis von Sintize und Sinti sowie Romnja und Roma	187
ANDREAS KRANEBITTER UND DAGMAR LIESKE Die zweite Stigmatisierung. »Asoziale« und »Berufsverbrecher« als NS-Opfer in Westdeutschland und in Österreich nach 1945	203
DOKUMENTATION	
BILL NIVEN Die »Cap Arcona«-Katastrophe« in der deutschen und britischen Erinnerung	217
BESPRECHUNGEN UND ANNOTATIONEN	
Rezensionen	
Maximilian Strnad: Privileg Mischehe? Handlungsräume »jüdisch versippter« Familien 1933-1949, Göttingen 2021 (<i>Sybille Steinbacher</i>)	225
Suzanne Maudet: Dem Tod davongelaufen. Wie neun junge Frauen dem Konzentrationslager entkamen, Berlin/Hamburg 2021 (<i>Alyn Beßmann</i>) . . .	229
David Nasaw: The Last Million. Europe's Displaced Persons from World War to Cold War, New York 2020 (<i>Reimer Möller</i>)	232
Barbara Stambolis/ Ulrich Lamparter (Hg.): Folgen sequenzieller Traumatisierung. Zeitgeschichtliche und psychotherapeutische Reflexionen zum Werk von Hans Keilson, Gießen 2021 (<i>Matthias Heyl</i>) . . .	236
Neuerscheinungen aus den Gedenkstätten	240

SUMMARYS 243

AUTORINNEN UND AUTOREN 257

BILDNACHWEIS UMSCHLAGABBILDUNGEN

Oben: Simone Degueldre (2. von rechts) und weitere belgische Überlebende auf dem Weg in ihre Heimat, 6. Mai 1945. Simone Degueldre und ihre Mutter Laura (4. von rechts) wurden im September 1944 in das KZ Ravensbrück deportiert. Kurz vor Kriegsende schickte die SS sie aus dem Außenlager Berlin-Schöneweide auf den »Todesmarsch«. Nach ihrer Befreiung fanden die Frauen in Blievenstorf bei Parchim auf einem verlassenen Bauernhof einen Fotoapparat, Kleidung und einen Kinderwagen, in dem sie ihre Habseligkeiten transportierten. Foto: unbekannt, Quelle: Simone Degueldre-Hendrix

Unten: Aufbruch aus dem DP-Camp Bergen-Belsen zur Auswanderung nach Israel, 22. März 1949. Die Fahrt nahm ihren Anfang an derselben Bahnrampe, an der die Häftlingstransporte im KZ Bergen-Belsen angekommen waren. Der junge Mann, der die israelische Fahne hält, ist Joseph Podemski, geboren 1922 in Lodz. Er war jüdischer Häftling im KZ Bergen-Belsen, wo er am 15. April 1945 befreit wurde. Danach lebte er im DP-Camp Bergen-Belsen. Foto: unbekannt, Quelle: Yad Vashem Photo Archive, Jerusalem, 1495/9

Editorial

»Ich überlegte und überlegte in diesem Zug, der mich nach so vielen Monaten wieder nach Hause brachte. Wie würden sie mich empfangen? Was würde ich vorfinden? Und wer würde mir glauben, wenn ich erzählte, was ich gesehen, was ich durchgemacht hatte?«¹ Mit diesen Worten beschrieb Ida Desandré, eine in den Konzentrationslagern Ravensbrück, Neuengamme und Bergen-Belsen inhaftierte Partisanin, rückblickend die Zweifel, die sie bei ihrer lang ersehnten Heimkehr nach Italien im September 1945 beschlichen.

Ihre Skepsis war berechtigt. Nur eine Minderheit der in ihre europäischen Heimatländer zurückkehrenden Überlebenden nationalsozialistischer Verfolgung wurde bei der Ankunft stürmisch gefeiert und mitfühlend umsorgt. So unterschiedlich die Wege und Einlieferungsgründe in die Konzentrationslager und Haftstätten gewesen waren, so verschieden waren auch die Erfahrungen der Verfolgten nach ihrer Rückkehr. In Frankreich etwa wurden Angehörige der Résistance mit Glockengeläut und Festbanketten empfangen, während vormalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter deutlich zurückhaltender begrüßt wurden – eine Unterscheidung, die sich in den folgenden Jahren verfestigte, ausdifferenzierte und noch über Jahrzehnte nachwirken sollte.

Bereits unmittelbar nach der Befreiung galten für die NS-Verfolgten unterschiedliche Maßstäbe. Zentrales Kriterium war zunächst die Nationalität. Die alliierten Truppen übernahmen nach der Befreiung in Abstimmung mit der United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) die Versorgung, die Unterbringung und

den Heimtransport der nunmehr als »Displaced Persons« (DPs) bezeichneten überlebenden KZ-Häftlinge sowie vormaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Die Kategorisierung als DP schloss jedoch Personen aus, die die deutsche bzw. österreichische Staatsangehörigkeit hatten, wie auch die als Jüdin verfolgte Margot Heuman, damals 17 Jahre alt, nach ihrer Befreiung im KZ Bergen-Belsen erfahren musste: »Halb kroch ich, halb ging ich zum ersten Posten. Dort wurde ich gefragt: ›Was ist ihre Nationalität?‹ und ich sagte: ›Ich bin Deutsche.‹ Darauf sagten sie: ›Für Deutsche sind wir nicht zuständig.‹ Also sagte ich: ›Aber ich bin Jüdin!‹ Und sie sagten: ›Für Deutsche sind wir nicht zuständig.‹ Okay. Also marschierte ich zurück, wandte mich an den nächsten Posten und gab mich dort als Tschechin aus, um Hilfe zu bekommen.«²

Die Erstversorgung der deutschen Überlebenden verblieb in den Händen der nunmehr unter Aufsicht der Besatzungsmächte tätigen deutschen Sozialverwaltungen. Diese etablierten meist innerhalb weniger Wochen ein System unterschiedlicher Anspruchsberechtigungen je nach Verfolgungsgrund: Überlebende wurden entsprechend ihrer Haftkategorie unterstützt oder auch – wie etwa die als »asozial« oder als »kriminell« Verfolgten – vom Leistungsbezug ausgeschlossen.

Für die Alliierten entwickelte sich die Versorgung der »Displaced Persons« in den Wochen nach Kriegsende zu einer der wichtigsten Aufgaben der Militärverwaltungen. Sie brachten die Überlebenden überwiegend getrennt nach Nationalitäten in

Transit- oder Sammellagern unter und arbeiteten unter Hochdruck daran, so schnell wie möglich die Repatriierung in die Herkunftsländer zu organisieren. Die sowjetische Regierung hatte bereits im Zuge der Konferenz von Jalta mit den westlichen Alliierten vereinbart, dass sowjetische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger zügig und ausnahmslos – gegebenenfalls also auch zwangsweise – repatriert werden sollten. Sie mussten sich vor ihrer Rückkehr in den »Filtrationslagern« des sowjetischen Geheimdienstes NKWD einer Überprüfung auf eine mögliche Kollaboration mit den Deutschen stellen. Fiel diese zu ihrem Nachteil aus, konnte das ihre Einweisung in ein Arbeitslager zur Folge haben.

In die übrigen Länder erfolgte die Rückkehr freiwillig. Der Zeitpunkt und die Transportwege hingen dabei maßgeblich von den in den Herkunftsländern getroffenen Vorbereitungen ab. Während etwa Verfolgte aus Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Luxemburg häufig innerhalb weniger Tage oder Wochen und manche sogar mit dem Flugzeug heimkehren konnten, mussten sich viele ungarische und polnische Überlebende auf eigene Faust einen Weg durch das von den Deutschen zerstörte Europa suchen und lange Strecken mühsam zu Fuß bewältigen.

Überlebende aus Staaten, die zeitweilig oder dauerhaft als Teil der »Achsenmächte« Kriegsgegner der Alliierten gewesen waren, mussten lange in den DP-Camps ausharren und konnten meist nicht vor Herbst 1945 in ihre Heimatländer zurückkehren.

Viele KZ-Überlebende, aber auch befreite Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sowie Kriegsgefangene konnten oder wollten nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren und

entschieden sich für eine Emigration. In besonderer Weise betraf dies jüdische Überlebende aus Osteuropa, deren Familienangehörige im Zuge der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik ermordet worden waren. Sie befürchteten zudem erneute antisemitische Anfeindungen in ihren Herkunftsländern, denen sie bereits in den Jahren vor der deutschen Besatzung ausgesetzt gewesen waren. Der Aufbruch in ein neues Leben war für sie oft noch langwieriger und mühsamer als der »lange Weg nach Hause«³ der Repatriantinnen und Repatrianten. Dies galt nicht zuletzt für eine Emigration nach Palästina. Vor der Gründung des Staates Israel konnte das Land aufgrund der rigiden britischen Aufnahmebestimmungen vielfach nur auf dem Weg illegaler Einwanderung erreicht werden.

Für Repatriierte wie auch für Emigrierte war die Rückkehr in ein normales Leben zumeist ein schwieriger Prozess. »Der Weg in ein neues Leben«, erinnerte sich Margit Herrmann, tschechische Überlebende der Konzentrationslager Auschwitz, Neuengamme und Bergen-Belsen, »führte durch Ämter und Institutionen. Man stand stundenlang mit geschwollenen Beinen Schlange, um sich von einer Nummer wieder in Fräulein oder Frau Sowieso, in einen normalen Bürger rückzuverwandeln.«⁴ Für weibliche Überlebende kam häufig erschwerend die explizite oder implizite Unterstellung hinzu, sie hätten sich ihr Überleben durch sexuelle Dienstleistungen erkaufte. »Ich war die Attraktion des Stadtviertels«, beschrieb Micheline Maurel ihre Rückkehr nach Toulouse. »Die Fragen, die man mir stellte, waren immer die gleichen. ›Hat man Sie auch vergewaltigt? [...] ›Und wie kommt es, dass Sie nicht gestorben sind?«⁵

Der Schriftsteller Primo Levi hat die Monate nach der Befreiung aus dem KZ Auschwitz als eine »Atempause [...] am Rande der Zivilisation« beschrieben. Bei seiner Ankunft in Turin stand »das Haus [...] noch, alle Familienangehörigen waren am Leben, niemand hatte mich erwartet. Ich war aufgedunsen, bärtig und zerlumpt und sie erkannten mich nur mit Mühe. [...] Es dauerte noch viele Monate, bis ich die Gewohnheit verlor, den Blick beim Gehen stets auf den Boden zu heften, als sei ich immer noch auf der Suche nach Eßbarem oder nach Dingen, die sich schnell einstecken und gegen Brot austauschen ließen.«⁶

Das vorliegende Heft ist den vielfältigen Erfahrungen der überlebenden Frauen und Männer gewidmet. Thematisiert werden die Auswirkungen der unterschiedlichen Verfolgungskontexte auf ihren weiteren Lebensweg. Gefragt wird nach den Lebensbedingungen der ehemaligen Häftlinge in den verschiedenen Ländern West- und Osteuropas und nach den Reaktionen ihres sozialen Umfelds auf ihre Verfolgungserfahrung. Welche Formen der Unterstützung erfuhren die überlebenden Frauen und Männer? Wo konnten sie sich politisch artikulieren? Wo mussten sie mit fortgesetzten oder auch neuen Formen der Ausgrenzung zurechtkommen?

Die ersten in diesem Heft versammelten Studien legen den Fokus auf die Erfahrungen der NS-Verfolgten während ihres Wegs in die Heimat. *Gero Fedtke* untersucht das von einem ehemaligen Rotarmisten publizierte Tagebuch über die Erfahrungen bei seiner mehrere Monate dauernden Heimkehr nach Kasachstan. *Johanna Kootz* beschreibt die Herausforderungen, denen sich italienische Frauen auf ihrem

Heimweg nach der Befreiung aus dem KZ Ravensbrück stellen mussten, wie auch die Schwierigkeiten ihrer Reintegration in die von traditionellen Rollenbildern geprägte italienische Nachkriegsgesellschaft.

Die drei folgenden Aufsätze nehmen Überlebende als politische Akteurinnen und Akteure in den Blick. *Sarah Grandke* untersucht das erfolgreiche Engagement von vornehmlich nicht jüdischen polnischen DPs für ein Gedenkzeichen auf dem Gelände des vormaligen KZ Flossenbürg. *Lenhart Onken* thematisiert anhand des »Zentralkomitees der befreiten Juden in der britischen Zone« Erfahrungen und Bedeutung jüdischer Selbstorganisation nach Kriegsende. *Nadine Jenke* schließlich untersucht die Rolle der Zentralkomitees der befreiten Juden in der britischen und in der US-amerikanischen Besatzungszone für die frühe Strafverfolgung von NS-Verbrechen.

Dem erinnerungspolitischen Engagement von Überlebenden nach ihrer Heimkehr bzw. nach ihrer Auswanderung widmen sich zwei Aufsätze. *Pavla Plachá* untersucht die Möglichkeiten und Grenzen politischen Engagements ehemaliger Häftlinge des Frauen-KZ Ravensbrück in der tschechoslowakischen Nachkriegsgesellschaft vor und nach der Machtübernahme der Kommunistischen Partei. Im Zentrum des Aufsatzes von *Sharon Geva* stehen die Biografien von drei weiblichen Holocaust-Überlebenden und deren politische und erinnerungskulturelle Aktivitäten in der jungen israelischen Gesellschaft der 1950er-Jahre.

Es folgen fünf Aufsätze zu gesellschaftlichen Ausschlussprozessen von NS-Verfolgten. *Jens Binner* thematisiert die fortdauernde politische wie gesellschaftliche Stigmatisierung der Über-

lebenden von Konzentrationslagern, Kriegsgefangenschaft und Zwangsarbeit in der Sowjetunion nach 1945. *Christine Eckel* untersucht die zwischen Deportierten aus der Résistance und anderen Verfolgten vorgenommene Unterscheidung und deren Folgen im Nachkriegsfrankreich. *Claudia Bade* wirft am Beispiel der Akteure und Akteurinnen des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) ein Schlaglicht auf von Enttäuschungen geprägte Nachkriegserfahrungen ehemals politisch Verfolgter in der Bundesrepublik. *Yvonne Robel* und *Laura Hankeln* thematisieren anti-ziganistische Kontinuitäten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Yvonne Robel stellt am Beispiel Hamburgs die vielfältigen Akteurinnen und Akteure vor, die gesellschaftliche Ausschlussprozesse von Sintize und Sinti sowie Romnja und Roma bis Mitte der 1950er-Jahre in Gang setzten. Laura Hankeln nimmt die Rolle der baden-württembergischen Kriminalpolizei unter die Lupe, die aktiv an Entschädigungsverfahren von Sintize und Sinti sowie Romnja und Roma mitwirkte und dazu beitrug, deren Entschädigungsansprüche abzuwehren.

Den Abschluss des Heftes bildet der Aufsatz von *Andreas Kranebitter* und *Dagmar Lieske* über den fortgesetzten Ausschluss und die Stigmatisierung von als »asozial« und »kriminell« Verfolgten in Deutschland und Österreich nach 1945. Für beide Verfolgengruppen gilt, dass Kriegsende und Freilassung aus der Haft bzw. aus der

Zwangsunterbringung zeitlich erheblich auseinanderfallen konnten und dass eine gesellschaftliche Anerkennung ihrer NS-Verfolgung erst heute allmählich einsetzt.

Das vorliegende Heft führt vor Augen, wie stark die Nachkriegserfahrungen der NS-Verfolgten von ihren jeweiligen Verfolgungskontexten, ihrer Staatsangehörigkeit, der gesellschaftspolitischen Situation in ihren Herkunftsbzw. neuen Heimatländern und ihrem Geschlecht geprägt waren und wie sich früh etablierte gesellschaftliche Ausschlussmechanismen über Jahrzehnte festsetzen.

Abgerundet wird das Heft durch die Dokumentation einer Rede von *Bill Niven* zur irrtümlichen Bombardierung der KZ-Schiffe in der Lübecker Bucht durch die britische Luftwaffe am 3. Mai 1945 (»Cap Arcona«-Katastrophe) in der deutschen und britischen Erinnerung und durch Rezensionen von Publikationen, die die angesprochenen Themen ergänzen und vertiefen. Für die vielfältigen und vielschichtigen Einblicke in ihre wichtigen Forschungen wie auch für die ausgezeichnete Zusammenarbeit dankt die Redaktion der »Beiträge« allen Autorinnen und Autoren sehr herzlich.

Für die Redaktion
Alyn Beßmann
Insa Eschebach
Oliver von Wrochem

Anmerkungen

- 1 Ida Desandr : *Vita da donne*, Mailand 1995, S. 38,  bers. aus d. Italienischen: Susanne Wald.
- 2 Interview mit Margot Heuman, 4.5.2019, Transkript, Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, HB 2159, S. 9,  bers. aus d. Englischen: Alyn Beßmann.
- 3 Nikolaj Georgievi  Lavrinov: *Dolgij put' domoj. Zapiski iz dnevnika* [Der lange Weg nach Hause. Tagebuchaufzeichnungen], Kurgan 1997.
- 4 Margit Herrmann: *Hamburger Intermezzo*, in: *Harburger Jahrbuch* 18 (1993), S. 175-192, hier S. 192.
- 5 Micheline Maurel: *Kein Ort für Tränen. Bericht aus einem Frauenlager*,  bers. aus d. Französischen: Wolfgang A. Peters, Hamburg 1960, S. 136. Vgl. dazu ausführlich Insa Eschebach/Katharina Zeiher: *Ravensbrück 1945. Der lange Weg zurück ins Leben. Autobiografische Zeugnisse von  berlebenden des Frauen-Konzentrationslagers*, in: dies. (Hg.): *Ravensbrück 1945. Der lange Weg zurück ins Leben. Ausstellungskatalog*, Berlin 2016, S. 9-24.
- 6 Primo Levi: *Die Atempause*,  bers. aus d. Italienischen: Barbara Picht/Robert Picht, 2. Aufl., München 1995, S. 244 f.

Gero Fedtke

»Der lange Weg nach Hause«

Ein Bericht über die Repatriierung von Ilmenau, Thüringen, nach Presnogor'kovka, Kasachstan, 1945/46

Sowjetische Staatsangehörige, die als Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt worden waren, mussten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in die Sowjetunion zurückkehren – ob sie wollten oder nicht. Viele erlebten in der Heimat erneut Unfreiheit und Zwang. Zugleich mussten sie mit dem Makel leben, pauschal der Kollaboration mit dem NS-Staat verdächtigt zu werden. Sie wurden so »Opfer zweier Diktaturen«¹, wie Pavel Poljan sie prägnant bezeichnet hat. Diese Perspektive prägt auch die Forschung zu ihnen.

Der Rotarmist, Lehrer und Autor Nikolaj Lavrinov hat seine Rückkehr in dem 1997 publizierten Werk »Der lange Weg nach Hause. Tagebuchaufzeichnungen«² beschrieben. Es lässt Ambivalenzen und Grautöne sichtbar werden und ermöglicht es, Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten aus der Perspektive eines Repatrianten zu ergründen sowie dessen Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung nachzuvollziehen. Wie zu zeigen sein wird, griffe eine Einordnung Lavrinovs als Opfer des Stalinismus allerdings zu kurz.

Nikolaj Lavrinov (†2009) wurde am 4. Dezember 1916 im Dorf Kamyšlovka im Norden der Sowjetrepublik Kasachstan geboren. Der Ort war Teil von Presnogor'kovka, einer Kosakensiedlung (*stanica*). Nach dem Ende des Bürgerkrieges 1919 gründeten Lavrinovs Eltern mit einigen an-

deren Familien einen Weiler (*chutor*) in der Nähe, den sie mit modernen landwirtschaftlichen Methoden erfolgreich führten. Als der Weiler am Ende der 1920er-Jahre kollektiviert wurde, geriet Nikolajs Vater, der während des Bürgerkrieges gegen die Bolschewiki gekämpft hatte, in das Visier der politischen Polizei. Die Lavrinovs mussten ihren bisherigen Wohnsitz aufgeben und ab 1929 in äußerst bescheidenen Verhältnissen in einer Erdhütte am Rand von Presnogor'kovka hausen.³

Die Familie Lavrinov entging knapp der Einstufung als »Klassenfeinde«. Wie nahe sie diesem Schicksal war, zeigt der Vergleich mit dem fast gleichaltrigen Stepan Podlubnyj, dessen Tagebuch Jochen Hellbeck untersucht hat. Lavrinov und Podlubnyj entstammten bäuerlichen Familien, deren Wohlstand sich von dem des Durchschnitts abhob. Beide Familien wurden im Zuge der Kollektivierung enteignet und mussten in ärmliche Behausungen am Dorfrand umziehen. Die Podlubnyjs wurden jedoch als »Kulaken« eingestuft. Stepan Podlubnyjs Vater wurde verbannt, er selbst verließ aus berechtigter Sorge um Repression sein Heimatdorf und fand schließlich unter falscher Identität als »Arbeiterkind« einen Ausbildungsplatz als Druckerlehrling in Moskau.⁴ Lavrinovs Familie hingegen konnte am Ort bleiben. Nach seinem Schulabschluss studierte Lavrinov an der Arbeiterfakultät des pädagogischen Instituts in Omsk. Zurück in Presnogor'kovka



Abb. 1: Nikolaj Lavrinov (Bildmitte) und Kolleginnen und Kollegen mit der Klasse 7a der Schule in Presnogor'kovka, 1938. Quelle: *Kostanaj i kostanajcy, portal o gorode i žiteljach* [Kostanay und die Kostanayer, Portal über die Stadt und ihre Bewohner], http://kostanaj1879.ru/index.php?option=com_content&task=view&id=1826&Itemid=46, Zugriff: 8.2.2022

wurde er Lehrer für russische Sprache und Literatur.⁵

Die Aufnahme in die neue Sowjetgesellschaft, um die Podlubnyj unter falscher Identität vergeblich rang, scheint Lavrinov gut gelungen zu sein. Spätestens nach dem Ende der Sowjetzeit verstand Podlubnyj sein Tagebuch als Dokument eines Opfers des Stalinismus.⁶ Lavrinov lag in seinen »Aufzeichnungen« eine solche Autorenposition hingegen fern. Sie fußen offensichtlich auf von ihm zwischen April 1945 und März 1946 angefertigten Tagebuchnotizen. In welchem Umfang der Autor sie für die Publikation gekürzt und überarbeitet hat, ist nicht bekannt. Detaillierte Einträge zu spezifischen Daten wechseln mit zusammenfassenden Passagen, ins-

besondere am Ende des Textes. Die »Aufzeichnungen« sind somit als Memoirentext in Tagebuchform zu lesen, der von Lavrinovs 1945 Erlebtem und Geschriebenem das vermittelt, was er 1997 öffentlich machen wollte.⁷ Ebenso wie in seinem autobiografisch geprägten literarischen Werk nahm Lavrinov damit eine Position ein, in der er sich als Patriot und Unterstützer des Sowjetstaates präsentiert, aus einer persönlichen Perspektive aber auch Kritik und Unzufriedenheit zum Ausdruck bringt.

Lavrinov gehörte zu jenen jungen Menschen in der Sowjetunion, denen der Staat Aufstiegschancen bot. Lavrinov seinerseits unterstützte diesen Staat als Lehrer, dessen Aufgabe es war, die Kinder im Geist der neuen Zeit zu

erziehen, sowie als Mitglied des Komsomol.⁸ Nach seiner Einziehung in die Rote Armee wurde Lavrinov im Frühjahr 1940 stellvertretender politischer Kommissar auf Kompanieebene (*zampolitruk*). Damit wurde er in seiner Einheit, die das Flugfeld Borispol' bei Kiew bewachte, zu einem Repräsentanten von Partei und Staat, die ihm wiederum mit dieser Ernennung ausdrücklich ihr Vertrauen aussprachen: Gemäß Befehl des Volkskommissars für Verteidigung vom 25. Januar 1938 kamen für diese Position nur »bewährte und politisch alphabetisierte Komsomolzen, die sich auf den Parteibeitritt vorbereiten«, infrage.⁹ Das Spektrum seiner Aufgaben war breit, er war sowohl für das Wohlergehen seiner Kompanie als auch für die politisch-ideologische Bildung der Soldaten zuständig: »In der Regel fungierte jeder einzelne Politruk zugleich als Propagandist, Kaplan, Psychiater, Schulungsleiter und Spitzel.«¹⁰ Eine entsprechende grundsätzliche Zustimmung zum Sowjetstaat und seinen Organisationen prägt die »Aufzeichnungen«. Lavrinov präsentiert sich als Aktivist, der überzeugter Soldat und gerne Bindeglied zwischen den einfachen Mannschaften, seinen »Jungs« (*rebjata*), und den Kommandeuren ist. Sollten ihn grundsätzliche Zweifel geplagt und zu Reflexionen über sich und sein Verhältnis zur Sowjetideologie herausgefordert haben, wie dies Jochen Hellbeck aus Stepan Podlubnyjs Tagebuch herausgearbeitet hat, so haben sie keinen Eingang in sein publiziertes Werk gefunden. Im Gegenteil scheint Lavrinovs grundsätzliche Zustimmung zu Partei und Staat ihm eine deutliche Kritik und lakonisch ausgedrückte Distanz zu einigen Entscheidungen und Repräsentanten dieses Staates gestattet zu haben, die Podlubnyj schwerfielen.¹¹



Abb. 2: Nikolaj Lavrinov in Ilmenau, 1943.
Quelle: Sergej Nikolaevič Viničenko: *Dolgij put' domoj* [Der lange Weg nach Hause], 2019, <https://proza.ru/2019/12/03/1358>, Zugriff: 8.2.2022

Am Tag des Überfalls der Wehrmacht auf die Sowjetunion tat Lavrinov Dienst in seiner Einheit in Borispol'. Bei der Einkesselung Kiews geriet er im September 1941 in deutsche Kriegsgefangenschaft. Der Wehrmacht blieb dabei offensichtlich seine politische Funktion verborgen – andernfalls wäre er wie Zehntausende andere Politoffiziere aufgrund des »Kommissarbefehls«¹² ermordet worden. Er wurde in das Durchgangslager 160 in Chorol gebracht, in dem mehrere Zehntausend Kriegsgefangene unter freiem Himmel dahinvegetieren mussten; über die Hälfte von ihnen starb. Lavrinov gelang die Flucht, allerdings wurde er wieder aufgegriffen. Letztlich missglückte Fluchten wie die Lavrinovs waren keine Einzelfälle, denn angesichts der gigantischen Zahl an Rotarmisten, die die Wehrmacht im

Sommer 1941 gefangen genommen hatte, waren Fluchten aus den Lagern möglich. Durch das besetzte Gebiet und die Front zu den sowjetischen Truppen zu gelangen, war hingegen sehr schwierig. Die deutschen Besatzungsbehörden verschleppten Lavrinov im Sommer 1942 nach Ilmenau in Thüringen. Unter Angabe eines falschen Geburtsdatums und -ortes war er dort bis zu seiner Befreiung als ziviler Zwangsarbeiter registriert.¹³

Am 10. April 1945 besetzten US-amerikanische Truppen Ilmenau. Die »Aufzeichnungen« halten über die Befreiung nur kurz fest: »Das war unerwartet: Wir erwarteten Russen – aber nun sind Yankees hier. Aber das ist egal – Freiheit! Die Wache floh.« (S. 3)¹⁴ Über die zwei Monate in Ilmenau nach der Befreiung berichtet Lavrinov nur knapp und teilt weder etwas über die US-amerikanischen Soldaten noch über die Ilmenauer Bevölkerung mit.

»Filtration«

Am 11. Juni 1945 transportierten US-amerikanische Lastwagen die befreiten sowjetischen männlichen Zwangsarbeiter aus Ilmenau an die Elbe bei Riesa, wo sie den sowjetischen Streitkräften übergeben wurden.¹⁵ Erst ab diesem Zeitpunkt enthalten die »Aufzeichnungen« ausführliche Einträge, erst hier begann Lavrinovs »Weg nach Hause«.

Lavrinov beschreibt die Stimmung während der Fahrt zur sowjetischen Besatzungszone so: »Aber zwischen all der Freude versteckte sich irgendwo in der Tiefe der Seele und des Herzens eine unerklärliche Angst. Wir schweigen. Uns ist nicht nach reden zumute. Genug [belastende; G.F.] Gedanken über den bevorstehenden Tag. Wie werden uns die Unsrigen empfangen?« (S. 4) Diese Gedanken waren

mit Lavrinovs Vorkriegsleben verbunden. Die Sowjetunion war ein Staat, der seinem Selbstverständnis nach Anspruch auf Verfügungsgewalt über alle seine Staatsangehörigen hatte, insbesondere über ihre Arbeitskraft, aber auch über ihr Gewissen. Diesem Anspruch lag zum einen die Vorstellung des Kollektivs und des Klassenkampfes zugrunde, zum anderen ein Misstrauen, das der Sowjetstaat seit seiner Gründung hegte: Äußere und innere Feinde konnten überall sein. »Spione, Diversanten, Schädlinge und andere Volksfeinde« von der eigenen Kompanie fernzuhalten,¹⁶ gehörte auch zu den Aufgaben eines politischen Kommissars wie Lavrinov. Das Misstrauen führte zu wiederholten Säuberungen, die ihre Höhepunkte in den Jahren 1937 und 1938 hatten.

Aus dieser Haltung heraus verlangte die Sowjetführung von den Westalliierten die lückenlos individuell dokumentierte Übergabe aller Sowjetbürgerinnen und -bürger aus Deutschland und den westeuropäischen Gebieten. Dabei war sie bestrebt, aller »Kollaborateure« und »Kriegsverbrecher« habhaft zu werden und diese zu bestrafen. Zugleich fürchtete sie die Einschleusung von »Spionen« in den Reihen der zu Repatriierenden. Daher organisierte sie die Überprüfung aller, die in deutscher Hand gewesen waren.¹⁷ Deren Durchführung war mehrfach Veränderungen und Umstrukturierungen unterworfen. In Fällen wie dem Lavrinovs erfolgte sie in »Sammel- und Filtrationspunkten«: »Uns empfing der sowjetische Staat in Form von Militärs, man ließ uns in Reih und Glied Aufstellung nehmen und führte uns irgendwohin. Bald fanden wir uns in einem Lager wieder. Schon wieder in einem Lager. Diesmal nicht mehr in einem deutschen, sondern

in einem sowjetischen, aber in einem Lager. [...] Das ist das Filtrationslager Zeithain¹⁸ ein spezielles Lager für Leute wie uns, die Repatrianten.« (S. 4)

Die Filtration selbst ordnete Lavrinov in seine bisherigen Erfahrungen ein: »Wir durchlaufen die ›Filtration‹, oder einfacher eine Überprüfung, aber noch genauer: eine Säuberung.« (S. 5) Grundsätzliche Zweifel an deren Richtigkeit äußert er nicht, im Gegenteil: »Übrigens, meine Kameraden und ich haben keine Angst und fühlen uns in unserer Ehre nicht verletzt, wahrscheinlich deshalb, weil wir uns für rein halten, unschuldig gegenüber der Heimat, oder weil wir das voraussahen, wussten, welche Wachsamkeit früher herrschte, vor dem Krieg, und jetzt weiterhin herrscht.« (S. 5) Einen Unterschied zur Vorkriegszeit beschreibt Lavrinov allerdings doch: »Hier hörten wir erstmals das Wort ›SMERSCH‹¹⁹. Das erwies sich als Einrichtung, ernster als die vorherige Sonderabteilung, mit der Bedeutung – Tod den Spionen. Vor den Augen des Untersuchungsführers der SMERSCH zu erscheinen, ist wahrlich nicht angenehm. Du kommst ins Büro und dir zittern die Knie. Es ist nicht zu leugnen, dir rutscht das Herz in die Hose. Ein Schauer durchfährt mich ganz und gar. Wohin ist meine Selbstsicherheit verschwunden? Was ist mit mir los?« (S. 5)

Doch Lavrinov notierte erleichtert, dass die Prozedur für ihn optimal ablief und kein Verdacht auf ihn fiel. Mehr noch: Er wurde mit der Funktion des Schreibers betraut, der die Repatrianten nach unterschiedlichen Kriterien sortiert in Listen aufzuführen hatte. Notwendige Auskünfte hatte er dabei persönlich bei den Betroffenen einzuholen, was ihn wieder in die Rolle eines Mittlers zwischen Staatsverwaltung

und Mannschaften brachte und ihm so Handlungsmöglichkeiten eröffnete: »Ich begann den Dienst in der Roten Armee als Schreiber einer Transportkompanie. Es ist ein vertrauter Job. Ich schreibe sehr viel. Der Tag reicht nicht aus, ich schreibe nachts. Zum Schlafen bleiben ungefähr drei Stunden. Ich erfülle meine Aufgaben mit großem Eifer und Gewissenhaftigkeit. Das Arbeiten ist mir angenehm und erfreulich. Außerdem nutze ich meine neue Position für wohltätige Zwecke. Ich helfe meinen Genossen im Unglück, meinen neuen Bekannten. Mal lege ich für einen Kameraden ein gutes Wort ein, mal lobe ich ihn, mal setze ich mich für jemanden ein, wenn ich ihn kenne, mir seiner sicher bin, mal gebe ich Freunden Rat, wie sie sich bei der Überprüfung, der Befragung, verhalten sollen, warne sie vor der bevorstehenden Überprüfung durch den einen oder anderen Untersuchungsführer, teile meine Eindrücke der Überprüfenden mit, übermittele Neuigkeiten und Gerüchte. Alles zum Nutzen der Jungs, mit denen ich so viel durchmachen musste. Sie vergelten es mir mit Anerkennung, Freundschaft, Gegenseitigkeit, empfangen mich wie einen Familienangehörigen.« (S. 5) Mit den »wohltätigen Zwecken« begab sich Lavrinov wieder in seine Rolle des politischen Kommissars, fand offensichtlich seinen Platz im System. Er thematisiert, dass er sich in privilegierter Position befand, und spricht auch die Ambivalenz dieser Rolle an: »Die Jungs nehmen mir das nicht übel, sie verstehen, dass es gut ist, im Stab einen Vertrauten zu haben. Aber es gibt auch Neider, sie nennen mich einen Büromaulwurf. Das beleidigt mich nicht. Wer jedem das Maul stopfen wollte, müsste viel Mehl haben« (S. 8). Ob Lavrinov seine Funktion tatsächlich nur zum Wohl

seiner Kameraden nutzte oder sie auch oder vielmehr – wie mit dem Begriff »Maulwurf« angesprochen – überwachend und denunzierend ausübte, kann hier nicht beurteilt werden.

Lavrinov notierte bereits vor der Filtration: »Gott behüte die, bei denen sich sogar herausstellt, dass sie verdächtigt werden, Verräter zu sein oder *vlasovcy*, *banderovcy*!²⁰« (S. 5) Die Betroffenen wurden der Sonderabteilung übergeben. Dort »waren auch eigene Sonderschreiber. Deshalb«, so Lavrinov, »weiß ich über die dorthin Ausgesonderten nichts.« (S. 6)²¹ Aber auch bei denen, die wie er die Überprüfung passiert hatten, notierte Lavrinov beginnende Unruhe und bedrückende Gerüchte. Wiederholte Kontrollen verunsicherten die Repatrianten. »Niemand ist sich weder seiner Rechte noch seiner Chance auf ein normales Leben sicher. [...] Die Gerüchte, dass wir nun in einem sowjetischen Lager landen werden, in Sibirien, sind beunruhigend.« (S. 7) Lavrinov beschreibt, wie er die »Jungs« zu beruhigen versuchte: »Ihr kennt doch das Lied: Auch Sibirien ist russisches Land.« (S. 7) Ob dieser Verweis auf das in den 1920er- und 1930er-Jahren populäre Lied »Čubčik«²², das von einem nach Sibirien Verbannten handelt, seinen Zweck erfüllte, teilt Lavrinov allerdings nicht mit. Zu dieser Zeit vermerkte ein sowjetischer Inspektionsbericht, dass die Lager in Zeithain heillos überfüllt seien und viele unter freiem Himmel nächtigen müssten.²³ Von solchen Zuständen berichtet Lavrinov nichts. Sie müssen ihm angesichts seiner privilegierten Position aber bekannt gewesen sein, auch wenn der Komplex Zeithain aus mehreren Lagern bestand, in denen sich zu jener Zeit über 40000 Menschen befanden, und Lavrinov möglicherweise in einem nicht betroffenen Lagerbereich war.

Der Marsch: Begegnungen mit Deutschen, Sorben und Polen

Am 1. Juli 1945, nach gut drei Wochen im Lager, machte sich Lavrinovs Gruppe auf den Marsch. Die Männer wussten bereits zwei Wochen zuvor, dass sie den Weg zu Fuß würden bewältigen müssen. Fünf Tage vor dem Abmarsch war die Gruppe an die Rote Armee übergeben worden. Die Männer galten nun wieder als Rotarmisten. Lavrinov war dies wichtig. »Ich bin bereit, mich hier und jetzt als Freiwilliger zu verpflichten, ohne auch nur eine Minute nachzudenken« (S. 6), hatte er bereits nach seiner Überprüfung notiert und mit Verwunderung konstatiert, dass die Aussicht auf Rückkehr in die Armee nicht für alle beruhigend war. Die kurze Beschreibung der Aufnahme in die Armee bringt seine Begeisterung zum Ausdruck. Die Männer wurden von Offizieren »in Paradeuniformen« empfangen. »Alle sind verdiente Offiziere. Jeder hat die Brust voller Orden. [...] Die Übergabe dauerte nicht lange, war rein formell, denn die Dokumentation war bereits im Stab erledigt worden. Es war nur ein Treffen – ein Kennenlernen. Es hinterließ einen angenehmen Eindruck – einfach großartig« (S. 7f.). Hier beschreibt Lavrinov ein typisches Procedere. Die zu repatriierenden Rotarmisten wurden teils bereits für die Filtration, spätestens für den Marsch aus Deutschland in Reserve-Infanterieeinheiten eingeteilt. Lavrinov benennt die Struktur – Zug, Kompanie, Bataillon, Regiment, Armee –, gibt aber keine Auskunft über die Struktur und Größe der Einheit, in der er marschieren musste.²⁴

Lavrinovs Einheit marschierte in fünf Wochen vom 1. Juli bis zum 5. August 1945 über 800 Kilometer

bis zur sowjetischen Grenze. Der Weg führte durch Sachsen, Schlesien und Kleinpolen in die Ukraine. Nach zwei weiteren Tagen waren sie in die Nähe von Kam'janka-Buz'ka nordwestlich von L'viv gelangt. Dort blieben sie zunächst bis zum 20. September 1945.

Die Nächte verbrachten die Männer meist unter freiem Himmel. Gebadet wurde bei Gelegenheit in Flüssen. Lavrinov notiert mehrfache Regengüsse: »Die Natur vergisst nicht, uns aus dem Himmel zu erfrischen, obwohl wir gerade erst auf der Erde im Wasser waren, gebadet haben. [...] Der Regen hat uns früh aufstehen lassen: Nass mag man nicht schlafen.« (S. 15) Mehrfach legte die Einheit Ruhetage ein, den ersten nach drei Marschtagen am 4. Juli. »Wahrscheinlich haben die Kommandeure bemerkt, dass die Teilnehmer des Marsches zu ermüden beginnen.« (S. 10) Bereits zum ersten Marschtag notierte Lavrinov: »Für wie lange werden unsere Kräfte reichen? Wir sind schließlich keine Soldaten, sondern ehemalige Häftlinge, nur kaum erstarkte *dochodjagi*.«²⁵ (S. 9) Er erwähnt, dass erschöpfte und erkrankte Repatrianten während des Marsches mit Fahrzeugen abtransportiert wurden.

Die ersten Marschtage schildert Lavrinov als von Hochstimmung geprägt: »Der Marsch in die Heimat hat begonnen. Hurra! [...] Wir gehen schnell. Unsere Stimmung ist beflügelt, wir möchten gehen und gehen.« (S. 9) Am zweiten Tag machte die Einheit Mittagspause in Königsbrück bei Kamenz nordöstlich von Dresden: »Mittag. Bärenhunger. Das Essen ist gut und sättigend. Alle sind zufrieden, sehr zufrieden. Ist der Mensch satt, ist er gut, ruhig, träumend. 10.00 Uhr abends Braunau [Brauna bei Kamenz; G.F.]. Rast. Nachtlager.« (S. 10) Lavrinov setzt sich hier nicht

damit auseinander, wo das »gute Essen« herkam; an anderer Stelle erwähnt er, dass die Ruhetage auch dazu dienten, den Trupp mit Lebensmitteln zu versorgen (S. 13). Zur gleichen Zeit berichteten deutsche Behörden über das Abernten von Feldern durch Besatzungssoldaten oder Repatrianten, Plünderungen und andere Übergriffe. Diese Berichte sind oft von den rassistischen Grundeinstellungen der NS-Zeit geprägt. Der Gendarmerie-Kreisposten Kamenz vermeldete Anfang Juli 1945 die Räumung eines Waldgeländes bei Brauna, auf dem »neue sowjetische Kriegsgefangene« eintrafen, die die Bevölkerung verängstigt hätten.²⁶ Lavrinov muss zu diesen »Kriegsgefangenen« gehört haben. Seine Schilderungen offenbaren eine völlig andere Perspektive auf diese Begegnungen, die von Neugierde und Nachdenklichkeit geprägt ist. Denn erstmals, so betont Lavrinov mehrfach, bekomme er nach Jahren in Lagern nun Natur und Menschen in Deutschland zu sehen: »Die deutschen Dörfer haben unter dem Krieg nicht gelitten, jedenfalls dort, wo wir jetzt gehen. Mit den Städten ist es anders. Sie sind zerstört, heftig zerschlagen, ihnen merkt man an, dass der Krieg hier grausam gepflegt hat. [...] Aber die Dörfer sind heil und sauber. Die Felder sind gepflegt, die Gärten reich. Die Straßen sind in gutem Zustand.« (S. 11)

Ein sorbisches Dorf hingegen empfindet er als ausgesprochen ärmlich, dessen slawische Bevölkerung wiederum als besonders lebenswürdig. »Warum fristen Bewohner Deutschlands, diese Menschen, dieses kleine Volk, ein solch kümmerliches Dasein? Als seien sie Aussätzige, Untermenschen, eine mindere Rasse, so wie die Deutschen uns ansprachen. Sie sind stolz. Sie haben sich nicht assimiliert, sind nicht Deutsche geworden. Hät-

te die Russen im Falle eines Sieges Deutschlands ein ebensolches Schicksal erwartet? Ja. Wahrscheinlich. Zweifellos.« (S. 10) Solche Gedanken zu Taten und Plänen der Nationalsozialisten haben in dem Text insgesamt kaum Niederschlag gefunden, obwohl sie Lavrinov beschäftigten: »Wir leben nun ein Soldatenleben. Aber von Zeit zu Zeit kommen die Todesstraßen in Erinnerung, die die Deutschen uns entlangtrieben.« (S. 10)

Seine wenigen Ausführungen über die Deutschen zeugen von ambivalenten Gefühlen. Angesichts des stark zerstörten Leipzig, durch das sie auf Lastwagen fahren, notiert er: »Die Ruinen der Stadt betrüben nicht, sie erfreuen sogar. Wir sind voller Stolz auf die Stärke der Waffen der Roten Armee. Die Deutschen sind selbst schuld.« (S. 4) Die während des Marsches erfolgten Begegnungen mit Deutschen lassen ihn nachdenklicher werden: »Die Bauern leben ein friedliches Leben, freilich wissen sie nicht, wie es ihnen in Zukunft ergehen wird. Ihr Verhalten zu uns ist überraschend gut. Die Deutschen sind wie ausgewechselt, vielleicht täuschen sie das nur vor?« (S. 11) Das Verhalten der Deutschen beschäftigt ihn, ohne dass er zu einem klaren Urteil gelangt: »Die Deutschen sind nicht wiederzuerkennen. Scharwenzeln nicht nur vor den Offizieren, sondern auch vor uns herum. So ist es, wenn sich die Machtverhältnisse verändert haben. [...] Aber man weiß nicht, wie sie zu Zeiten der Faschisten waren.« (S. 12) Über die Vertriebenen, die ihnen westlich der Neiße entgegenkommen,²⁷ schreibt er: »Sie sind bedauernswert, wie alle Flüchtlinge. Die unglücklichen Leute zahlen für die Taten ihrer Politiker, ihres Götzen. Die Kinderchen bitten um Brot. Wir geben ihnen davon. Es

sind doch Kinder. [...] Wie sehr ähnelt das alles dem Jahr 1941, nur war da alles umgekehrt.« (S. 11) Lediglich an zwei Stellen erwähnt er Übergriffe aus den eigenen Reihen, einen Raub und eine euphemistisch umschriebene Vergewaltigung (S. 13). Freilich beschäftigen ihn nicht die Opfer, sondern das in seinem Urteil unanständige Verhalten seiner Landsleute.

Am 24. Juli, nach 23 Tagen Marsch, durchquerten die Repatrianten Krakau. Hatten die Männer die Überquerung der Neiße in neues polnisches Staatsgebiet noch mit einem Trinkgelage gefeiert, so tranken sie am zweiten Tag auf polnischem Territorium der Vorkriegszeit »aus Leiden, aus Schwermut« (S. 14). »Die Stimmung ist gefallen. Warum? Ich weiß es nicht. Ich möchte, so schnell es geht, nach Hause, möchte schnellstens aus Polen heraus. Die Polen verhalten sich zu uns schlechter als die Deutschen. Warum? Womit sind sie unzufrieden? Womit sind wir ihnen unangenehm?« (S. 14) Das schwierige polnisch-sowjetische Verhältnis hatte komplexe Ursachen, die dem aus dem asiatischen Teil Russlands stammenden Lavrinov offenbar nicht bekannt waren: Der sowjetische Einmarsch in Polen 1939 und die darauffolgende gewaltsame Sowjetisierung, das Verhalten der Roten Armee und sowjetischer Besatzungsbehörden, die Zwangsumsiedlungen im Kontext der polnischen »Westverschiebung« ab 1944. Lavrinov registriert die menschenleeren Gebiete der Westukraine, aus denen die polnische Bevölkerung vertrieben war, aber offenbar ohne die Ursache hierfür zu kennen. Der ungelöste polnisch-ukrainische Konflikt reichte weiter zurück, die polnisch-sowjetischen Beziehungen waren vom Krieg der Jahre 1920/21 belastet.²⁸ Lavrinovs Bericht über das ihm fremde Polen ist

spürbar abwertend: Die Versorgung mit Lebensmitteln und Futter für die Pferde sei schlechter, die Architektur der Häuser anders: »Das ist nicht mehr Deutschland.« (S. 14) Hatte er sich über den vertrauten slawischen Klang des Sorbischen noch gefreut, so erscheint ihm das Polnische fremd: »Du verknotest Dir die Zunge an den polnischen Namen« (S. 14). Die Kommandeure treiben zu schnellerem Marsch – Lavrinov weiß, dass es nicht am Zeitplan liegt, wie offiziell erklärt, sondern »auch sie sind den Marsch durch Polen leid« (S. 15).

Doch kurz vor der polnisch-sowjetischen Grenze verlangsamte sich das Marschtempo erheblich. Die zunächst für den 30. Juli angekündigte und dann noch mehrfach verschobene Überquerung der Grenze fand erst am 5. August statt, einem Sonntag. Den Grund erfuhr Lavrinov nicht: »Mir fehlt die Geduld. Ich will schnellstens dorthin, nach Hause. Bis zur Grenze sind es ungefähr drei Kilometer. Doch die Überquerung wird wieder verschoben, aber warum, weiß ich nicht, das ist nicht bekannt. Irgendetwas ist zu unserem Empfang nicht bereit.« (S. 16) Als es endlich so weit ist, regnet es in Strömen: »Man sagt, das sei ein gutes Zeichen, bringe Glück. Wir werden sehen, was es für eines wird, dieses Glück. Und nun beginnt der feierliche Augenblick. Wir überqueren unter einem Triumphbogen die Grenze. Der Bogen ist mit Slogans versehen, mit Porträts von Stalin und noch irgendwem, darüber das Wappen der Sowjetunion. Auf einer Tribüne, die auf den Ladeflächen von Pritschen-Lkw mit heruntergeklappten Bordwänden errichtet ist, stehen Vertreter der Sowjetmacht, Militärs. Durch den Regen kann ich ihre Gesichter nicht erkennen. Wer sind sie?« (S. 16) So lakonisch-distanziert Lavrinov dieses Zeremoniell

beschreibt, so erfreut berichtet er über die Begegnung mit einer heimkehrenden befreiten Zwangsarbeiterin. Er beschreibt sie als »fröhliche, gut gelaunte, glückliche Frau« aus Omsk, dem Ort seines Studiums, die ihn offenbar noch die nächsten Tage beschäftigte und zu einem Gedicht inspirierte (S. 17).

Am 8. August paradierten die Repatrianten vor dem Oberst ihrer Einheit. Dieser zeigte sich zufrieden. »Wir erst recht. Wer freut sich nicht über das Ende eines Weges, noch dazu eines solchen wie des unseren? Wir waren zufrieden mit uns, mit unserer Zähigkeit. Wir waren voller Kraft und spürten keine Müdigkeit. Wir waren keine Dystrophiker mehr, keine *dochodjagi*, sondern vollwertige Soldaten, bereit, jeden Auftrag zu erfüllen.« (S. 17)

Unter dem Datum des 14. August vermerkte Lavrinov jedoch: »Wir freuten uns, obwohl es zu früh war, sich über das Ende des Weges zu freuen.« (S. 20) Bereits seit mehreren Tagen lebten die Repatrianten in einem Zeltlager – »wieder ein Lager« (S. 20) – in der Nähe der Bahnstation Kam'janka-Buz'ka. Wieder und wieder verschob sich die angekündigte Abfahrt. Lavrinov schrieb immer neue Listen, deren Sinn ihm verborgen blieb. Ihm wurden auch begrenzte Exekutivaufgaben übertragen. Er enthält sich eines direkten Kommentars, doch ist seinem Text neben einem gewissen Stolz über das Lob seiner Vorgesetzten auch eine zunehmende Ungeduld über das wiederholte Aufschieben der Abfahrt anzumerken.²⁹

Die Abfahrt erfolgte am 20. September ohne jede Vorankündigung: »Plötzlich kam der Stabschef der Gruppe und befahl, sich zu versammeln und einzusteigen. Endlich! [...] Abends gegen 9 Uhr oder 9.30 Uhr fuhr unser Zug ab. [...] Bin unbeschreiblich froh,

wie im Traum.« (S. 24) Der Stab reiste in Personenwaggons, die Mannschaften in umgerüsteten Güterwaggons. Zur Fahrt quer durch die Ukraine, die mehr als 1200 Kilometer Strecke betragen haben muss, enthalten die »Aufzeichnungen« nur eine Seite. Lavrinov notiert Zerstörungen. Sie kommen durch Heimorte von Männern seiner Einheit, durch Orte, an denen er vor dem Krieg gewesen war. Andere Einheiten mit Repatrianten mussten auch auf sowjetischem Gebiet weitermarschieren. Auf welche Weise die Repatriierten überwiegend zurückgebracht wurden, ist bislang nicht erforscht.

Frauen

Lavrinovs Heimweg fand in einer Männerwelt statt. Frauen kommen darin nur am Rande vor. Lavrinov schildert sexuelle Kontakte seiner Kameraden, ohne diese in den Kontext sexueller Gewalt einzuordnen, in dem sie vermutlich standen. Sein Kamerad Ivan Gerasimov »brüstete sich, dass er intime Beziehungen mit einer der Frauen« während eines Ruhetages in Kreibau (Krzywa) in Schlesien hatte. Es ist wahrscheinlich, dass Lavrinov hier in verdeckter Form von einer Vergewaltigung berichtet. Die von ihm verwendete Formulierung entspricht der im damaligen Russischen gängigen euphemistischen Umschreibung von Vergewaltigungen. Auch die Situation mit den entsprechenden Machtverhältnissen war oft anzutreffen: Die Repatrianten wurden »in einem großen Haus« einquartiert, »in dem in zwei Zimmern noch eine deutsche Familie lebte: zwei Frauen, Kinder und ein Jungendlicher« (S. 13). In diesen Zimmern spielte sich die von Lavrinov erwähnte Szene ab. Er notiert, dass Ivan Gerasi-

mov auch ihn zu den Frauen eingeladen habe. »Aber ich konnte nicht tun, was Ivan tat. Ich hielt das für unanständig, ich war zu Gast, unterhielt mich, verabschiedete mich und ging. Ich weiß nicht, was ich für einen Eindruck hinterließ, aber so wie ich bin, so war ich auch mit ihnen.« (S. 13) Die allgegenwärtigen Vergewaltigungen waren, wie Kerstin Bischl herausgearbeitet hat, ein Mittel der Vergemeinschaftung unter Rotarmisten.³⁰ Dies scheint hier auch für die Repatrianten zu gelten. Daher hielt Lavrinov seine Ablehnung eines sexuellen Kontakts offenbar für erklärungsbedürftig. Seine Sorge, welchen »Eindruck« er hinterlassen habe, galt nicht den betroffenen Frauen, sondern seinem Kameraden Ivan.

Während der Zugfahrt wurde er »unfreiwillig« Zeuge des »groben Verhaltens« des Stabschefs gegenüber einer Frau namens Ira. Rotarmistinnen suchten oft Protektion vor den Avancen ihrer Kampfgefährten durch eine feste Beziehung zu Offizieren.³¹ Lavrinovs kurze Ausführungen lassen vermuten, dass Ira eine dieser »Front-Ehefrauen« war. Er konstatiert bedauernd, dass »die Kerle sich daran gewöhnt haben, sich mit den Frontweibern unschicklich zu benehmen«, obwohl Ira doch ein »liebes hübsches Mädchen« sei, aus der »eine gute Ehefrau und Freundin werden« könne (S. 25).

Seine Ausführungen zu Männern und Frauen lassen Vorstellungen eines konservativen und »anständigen« Geschlechterverhältnisses erkennen, das er immer wieder verletzt sieht. So notiert er anlässlich eines Besäufnisses von Offizieren, bei dem er zugegen war: »Da tauchten irgendwoher zwei Weiber auf [...]. Sie sehen schön aus, aber was sie eigentlich darstellen, bleibt unklar. Ich kann es nicht beurteilen.